

Gerhard Hanak, Inge Karazman-Morawetz, Wolfgang Stangl

Großstädtängste im Postfordismus – Wien im europäischen Vergleich

Urban Anxieties in the Postfordist Era – Vienna in a Comparative Perspective

Im vorliegenden Aufsatz werden auf Wien bezogene Ergebnisse einer vergleichenden Studie über Unsicherheitswahrnehmungen und kriminalitätsbezogene Ängste in fünf europäischen Städten dargestellt. Die Daten basieren auf Repräsentativbefragungen von BewohnerInnen von jeweils zwei ausgewählten Stadtgebieten, die durch qualitative Interviews ergänzt wurden. Das für Wien erhobene empirische Material vrweist auf ein relativ geringes Ausmaß an kriminalitätsbezogener Unsicherheit. Unsere Erklärung ist, dass die relative Kontinuität des lokalen Wohlfahrtsstaates in Wien einen Kontrapunkt zu neoliberalen (Kontroll-)Regimen und Prozessen der Prekarisierung bildet, und damit die verunsichernden Auswirkungen von globalen wie nationalen Veränderungsprozessen abzuschwächen vermag.

Schlüsselwörter: Unsicherheit, kriminalitätsbezogene Ängste, vergleichende Methode, Wohlfahrt, Neoliberalismus

The article presents and discusses data on crime related anxieties and attitudes towards urban disorders that was collected in Vienna in the framework of a project on „Insecurities in European Cities“. Fieldwork was conducted in five European cities (Amsterdam, Budapest, Cracow, Hamburg, Vienna), and comprised both representative surveys and qualitative interviewing in two research sites for each of the cities. The findings in Vienna point to a local „culture of security“ rather than to urban subjects being haunted by various sorts of insecurities, and fear of crime in particular. The authors argue that the relative political and cultural continuity of the Viennese welfare state contrasts to the neo-liberal regimes of control that have been described for many late modern societies, and cities in particular. The local welfare state and its institutions have managed to moderate

the effects of socio-economic change that has occurred on the global and national level.

Keywords: Insecurity, Fear of Crime, Comparative Method, Welfarism, Neoliberalism

Einleitung

In der soziologischen Reflexion und Zeitdiagnose ist besonders seit Mitte der 1980er Jahre vermehrt von Unsicherheiten die Rede, die mit den Konzepten „Individualisierung“, „Risikogesellschaft“ und „Globalisierung“ assoziiert sind. Damit einhergehende sinkende „Erwartungssicherheit“ und neue Unübersichtlichkeit globaler Prozesse lassen eine erhöhte Verunsicherung bei den Menschen erwarten. Dazu kommen die negativen Folgen der diagnostizierten „Krise der Städte“ (Heitmeyer/Dollase/Backes 1998), von beschleunigter Veränderung regionaler wie internationaler Arbeitsmärkte und des parallel erfolgenden Umbaus/Rückbaus des Wohlfahrtsstaats, nicht zuletzt auch von steigenden Kriminalitätsraten in vielen städtischen Gesellschaften. Kriminalitätsfurcht wird in der Sozialwissenschaft als eigenständiges soziales Problem entdeckt, wobei kriminalitätsbezogene Ängste zunehmend als Ausdruck genereller sozialer Ängste oder als Projektionsfläche eben jener allgemeineren Verunsicherung interpretiert werden.

In einem, von der Europäischen Kommission geförderten international vergleichenden Projekt „Insecurities in European Cities“ (INSEC)¹, wurde die Wahrnehmung von Unsicherheiten in Großstädten als Kristallisationspunkten fortgeschrittener gesellschaftlicher Entwicklung untersucht. Im Zentrum des von 2001 bis 2004 durchgeführten Projekts stand die Frage, wie StadtbewohnerInnen Sicherheit und Unsicherheit im städtischen Raum und im städtischen Alltag erleben, inwieweit sich grundlegende Tendenzen riskanter Gesellschaftsentwicklung in der Unsicherheitswahrnehmung von BewohnerInnen niederschlagen, und unter welchen je unterschiedlichen nationalen, ökonomischen und gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen das passiert. Beteiligt waren fünf Städte: Budapest und Krakau (als Städte mit der Erfahrung von grundlegenden Systemumbrüchen), sowie Amsterdam, Hamburg und Wien (als Varianten von „westlichen“ Städten, die in den letzten Jahrzehnten zum Teil massive Veränderungen in demografischer, ökonomischer und auch geopolitischer Hinsicht erfahren haben).

In diesem Artikel wird schwerpunktmäßig über die Ergebnisse aus dem Wiener Projektstandort berichtet. Die Fragestellung lautet: Wie erleben BewohnerInnen in Wiener Stadtteilen Sicherheit und Unsicherheit? Gibt es

¹ Vgl. zur Projektphilosophie Herrmann/Sessar/Weinrich 2003; zu den Wiener Ergebnissen Hanak/Karazman-Morawetz/Stangl 2004, Hanak 2004a, 2004b; Karazman-Morawetz 2004, Stangl/Zetinigg 2003.

Hinweise auf ausgeprägte (kriminalitätsbezogene) Unsicherheitsgefühle oder auf verallgemeinerte Verunsicherung? Worin unterscheiden sich die (Un)Sicherheitswahrnehmungen der Wiener Befragten von jenen der anderen Vergleichsstädte?

Methodik: Datenerhebung und Untersuchungsgebiete

Die Erhebungsmethoden waren an allen fünf Projektstandorten gleich: Es wurden in jeder Stadt zwei Untersuchungsgebiete ausgewählt, die in Hinblick auf sozio-ökonomische Indikatoren als „benachteiligte“ Stadtgebiete gelten konnten² – davon ein zentrumsnahes Wohngebiet mit einem hohem Anteil an Altbaubestand, sowie ein Stadtrandsiedlungsgebiet, bestehend aus den charakteristischen mehrgeschossigen Wohntürmen der 1960er und 70er Jahre. Unsicherheitserfahrungen der dortigen StadtbewohnerInnen wurden zum einen durch eine repräsentative Umfrage in diesen Stadtteilen erhoben, wobei in jeder Stadt das gleiche (allenfalls lokal modifizierte) Fragebogeninstrument eingesetzt wurde. Zum anderen wurde die quantitative Erhebung durch qualitative, halbstandardisierte Interviews mit zufällig ausgewählten BewohnerInnen der Untersuchungsgebiete ergänzt. (Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass die dritte empirische Teilstudie des Projekts betreffend Präventionsstrategien und „Präventionskulturen“ der Städte auf Experteninterviews mit einschlägigen, in der Stadt agierenden Einrichtungen fußte.)

Für Wien wurden für den erstgenannten Gebietstyp zwei Stadtviertel der Leopoldstadt ausgewählt (Volkertviertel und Stuwerviertel), die in der für Wien entwickelten Gebietstypologie (Kaufmann 1999) „gründerzeitliche Problemgebiete“ repräsentieren. Für den anderen Typus wurde ein Gebiet ausgewählt, das aus zwei Stadtrandsiedlungen im „transdanubischen“ Teil von Wien besteht (Großfeldsiedlung und Rennbahnweg), und dem Typus „Neuere Wohnhausanlagen an der Peripherie“ entspricht. Die gründerzeitlichen Problemviertel sind Stadtteile mit einem hohen Altbaubestand, einem beträchtlichen Anteil an schlecht ausgestatteten Wohnungen (Kategorie D) und einem relativ hohen Anteil von MigrantInnen an der Wohnbevölkerung. Der Anteil der nicht-österreichischen Bevölkerung beträgt im Stuwerviertel 33%, im Volkertviertel 37% (Volkszählung 2001). Demgegenüber macht der Anteil an ausländischer Wohnbevölkerung in den beiden Stadtrandsiedlungsgebieten nur 5% bzw. 8% aus (2001). Gemessen an der Maturantenquote liegt die Bevölkerung sämtlicher Untersuchungsgebiete bildungsmäßig unter dem Wiener Durchschnitt, in den transdanubischen Siedlungen jedoch besonders markant darunter.

2 Die Benachteiligung zeigt sich etwa an einem überdurchschnittlichen Anteil an geringem Einkommen und unterdurchschnittlicher Bildung und Qualifikation der Wohnbevölkerung.

Die Erhebung in den Wiener Untersuchungsgebieten erfolgte im Zeitraum September bis Dezember 2002 durch das österreichische Gallup-Institut; befragt wurde eine repräsentative Stichprobe von 1079 Personen. Der qualitative Teil der Studie beruht auf 86 teilstrukturierten Interviews mit StadtteilbewohnerInnen, die von dafür ausgebildeten InterviewerInnen durchgeführt wurden.

Theoretischer Hintergrund: Warum man zunehmende Unsicherheit in den heutigen Städten annehmen kann

Seit den 1980er Jahren existieren in der Soziologie Diskurse über steigende Unsicherheiten und Ängste in komplexen Industriegesellschaften, die als Folge zentraler gesellschaftlicher Transformationsprozesse in der „Spätmoderne“ (wie „Globalisierung“, „Individualisierung“) und zunehmender Integrations- und Steuerungsprobleme in diesen Gesellschaften gedeutet werden. Beispiele für diese Prozesse sind die oft beschriebene Auflösung traditioneller (Klassen-)Milieus und Familienstrukturen, die Herauslösung des Individuums aus traditionellen Moralsystemen, die Pluralisierung von Lebensmilieus, Lebensstilen und Moralens; der Übergang von konsistenten Identitäten und planbaren beruflichen Karrieren zu „Bastelbiographien“ und der Fragmentierung des Lebens, etc.. Insgesamt soziale Phänomene, die neben neuen Freiheiten auch desintegrative Folgen (Vereinsamung, Verdünnung sozialer Netzwerke und sozialer Bindungen) und neue Unsicherheiten erbringen: Der Mensch sei zunehmend auf sich selbst gestellt (Bauman 1999: 11).

Risiken, die nicht nur technologische Entwicklungen (z.B. AKWs, Atomwaffen) betreffen, sondern auch ökologische (z.B. Klimaerwärmung, Waldsterben), biologische (neue unkontrollierbare Krankheiten), militärische bzw. geopolitische und ökonomische – haben sich „globalisiert“; ihr Merkmal ist, dass sie niemand steuern und niemand sich ihnen entziehen kann (Herrmann/Sessar/Weinrich 2003: 257). All diese Risiken bilden ein Szenarium aus Bedrohungen und Gefährdungen (Giddens 1991: 181f.), die Menschen in ihrer Existenz verunsichern. Sie fühlen sich ohnmächtig und ihnen hilflos ausgeliefert (vgl. auch Bourdieu 1998). Tiefgreifende Änderungen im Wirtschaftssystem und der Regulation (Übergang zum „Postfordismus“) haben, unterstützt von (neoliberaler) Politik der Deregulierung, zu Veränderungen der Arbeitsmärkte und Lohnarbeitsverhältnisse, geführt, die mit existenziellen sozialen Unsicherheiten und/oder Ungewissheiten in Bezug auf die eigene Lebensplanung einhergehen. Vom Einzelnen verlangt sind erhöhte Anforderungen an Flexibilität und Eigenverantwortung, sich selbst (unter anderem) auch um den Schutz vor Kriminalität zu kümmern. In der Kriminologie wird diese im EU-Raum zu beobachtende Entwicklung unter den Stichworten „Responsibilisierung“ sowie „neues Regieren“ diskutiert (vgl. Garland 2001; Lindenberg/Schmidt-Semisch 1995; Rose 2000).

Die Folgen der deregulierenden Politik und der Globalisierung betreffen auch die europäischen (Groß)Städte, die unter diesen Rahmenbedingungen ihre frühere Funktion als „Integrationsmaschine“ nicht mehr erfüllen können, sondern zunehmend durch soziale Spaltung, sozial-räumliche Polarisierung und sozialen Ausschluss „überflüssiger“ Bevölkerungsgruppen gekennzeichnet sind, die abseits der attraktiven Teile der Stadt räumlich segregiert sind (Madanipour 1998; Dangschat 1999). Relevant für das Sicherheitsempfinden sind die mit sozialen Ausgrenzungsprozessen verbundenen Veränderungen von städtischen Räumen, die bislang vor allem in Großbritannien konstatiert und kommentiert wurden (vgl. Taylor 1995; Crawford 1999): die Entstehung von „unregierbaren Räumen“ auf der einen Seite und von „gated communities“, in die sich wohlhabendere Schichten zurückziehen, auf der anderen. Dazu zählen auch die Veränderungen des öffentlichen Raums: Orte, die dem Konsum oder Personenverkehr dienen, werden zunehmend „privatisiert“ (z.B. Einkaufszentren), während der übrige öffentliche Raum eine Residualfunktion als Ort für jene Personengruppen einnimmt, die an den gängigen Konsumstandards nicht teilhaben können, und entsprechend unattraktiv oder sogar riskant wird.

Eine Facette (städtischer) Unsicherheit ist die Kriminalitätsfurcht, also die mehr oder weniger konkrete Befürchtung, Opfer eines Verbrechens zu werden, die zunächst in US-amerikanischen Städten als auffälliges und erforschungswürdiges Phänomen entdeckt wurde (vgl. zusammenfassend Ditton/Farrall 2000), und sich mittlerweile in vielen europäischen Städten als eigenständiges soziales Problem etabliert hat. Nachdem es als hinreichend gesicherter Befund der Forschung gilt, dass Kriminalitätsfurcht weder mit realen Kriminalitätsentwicklungen oder -belastungen noch mit eigenen Verbrechenereignissen, und auch nicht mit jenen von Personen im sozialen Umfeld (indirekte Viktimisierung) ursächlich zusammenhängt³, wird Kriminalitätsfurcht zunehmend als Teilmenge eines breiter gestalteten Unsicherheitsgefühls betrachtet, das allgemeine Lebens- und Existenzängste umfasst (Boers 1991, 1993; Kury 1997; Sessar 1997). In dieser Sicht ist Kriminalitätsfurcht mehr als die Reaktion auf objektive Bedrohungen durch Straftaten, sie ist auch Metapher für riskante gesellschaftliche Entwicklungen, die als bedrohlich erlebt werden (vgl. z.B. Reuband 1995; Sessar 1997). Furcht vor Kriminalität ist damit auch als Reduktion gesellschaftlicher Komplexität zu deuten, womit globale Risiken und/oder undurchschaubare Prozesse des sozialen Wandels nicht nur benannt werden können (Herrmann/Sessar/Weinrich 2003: 259); Bedrohung wird damit auch moralisch gerahmt, Beistand in der Not einforderbar und der allfällige Verdacht, zu verächtlichen Verlierern des gesellschaftlichen Wandels zu zählen, mit gutem Grund zurückweisbar. Schutz vor Kriminalität ist, im Unterschied zu sozialen Umstrukturierungsprozessen und deren negativen Folgen, gegen-

3 vgl. zusammenfassend Boers 1991; Hirtenlehner/Karazman-Morawetz 2004 bestätigen den Befund für die Daten der hier dargestellten Studie.

über Staat und Politik legitim reklamierbar, da Kriminalität ein „beschwerdefähiges Phänomen“ bildet (Stangl 1996), das rechtlich, moralisch und auch sozial immer noch verhältnismäßig eindeutig definiert und daher leichter einklagbar ist als Folgen anderer Störungen des „modernen Lebens“.

Ausgewählte Ergebnisse der quantitativen Befragung

Die Befragungsdaten aus den Wiener Untersuchungsgebieten verweisen auf ein hohes Maß an *Zufriedenheit mit der Wohnumgebung* und der Ausstattung des Stadtviertels insgesamt: Rund zwei Drittel der Befragten (etwa 70%) wohnen „gern“ oder „sehr gern“ in ihrem Stadtteil. Nur eine kleine Minderheit von 10% bis 13% ist mit ihrem Viertel als Wohngegend „wenig“ oder „gar nicht“ zufrieden. Der Anteil der „Sehr Zufriedenen“ liegt bei etwa einem Drittel und fällt nur im Gebiet Rennbahnweg mit 25% etwas geringer aus. Die Atmosphäre des Stadtteils (Ruhe, Vertrautheit, Attraktivität, Sauberkeit) wird von den Befragten weitgehend positiv eingeschätzt. In allen vier Gebieten beurteilt die Mehrheit der BewohnerInnen ihr Viertel als (eher) vertraut und als (eher) ruhig. Einzelne Abstriche gibt es nur bei der Attraktivität (das Volkertviertel wird weniger attraktiv erlebt) und bei der Sauberkeit (die Leopoldstädter Altbaugebiete werden als weniger sauber erlebt als die transdanubischen Neubaugebiete). Relativ hohe Zufriedenheit herrscht mit der städtischen Infrastruktur, insbesondere mit den Verkehrsanbindungen des Stadtteils und mit der Nahversorgung (80% Zufriedene in allen Gebieten, auch in den transdanubischen Gebieten). In den Stadtrand-siedlungsgebieten werden allerdings von den Befragten mehrheitlich Defizite hinsichtlich Sport- und Freizeitmöglichkeiten geortet.

Ähnlich positiv fällt die Einschätzung der *Sicherheit des Stadtviertels* aus (Tabelle 1): Die überwiegende Mehrheit (60-70%) der Befragten des jeweiligen Stadtteils beurteilt die Wohngegend als „eher sicher“ oder „sicher“, (wobei das Gebiet Großfeldsiedlung am sichersten beurteilt wird). Nur eine Minderheit von 12% (Volkertviertel) bis 16% (Rennbahnweg) sieht ihr Wohngebiet als „unsicher“ oder „eher unsicher“ an. Das entspricht annähernd dem Anteil der mit der Wohngegend Unzufriedenen. Wie schon bei der Wohnzufriedenheit unterschieden sich die Einschätzungen der Stadtteil(un)sicherheit zwischen den Stadtvierteln nicht erheblich (d.h. statistisch signifikant).

Im Zusammenhang mit der insgesamt günstigen Sicherheitsbeurteilung überrascht es nicht, dass die überwiegende Mehrheit der Befragten keine Bedenken äußert, nach Einbruch der Dunkelheit *das Haus zu verlassen bzw. in der Wohnumgebung unterwegs zu sein*. Eine Minderheit von 11% (Volkertviertel, Rennbahnweg) bis 18% (Großfeldsiedlung) gibt an, die Wohnung nach Einbruch der Dunkelheit in der Regel nicht mehr (d.h. bis höchstens einmal im Monat) zu verlassen. Als hauptsächlicher Grund dafür wird ein

altersspezifischer bzw. häuslicher Lebensstil genannt – „bin zufrieden damit, daheim zu bleiben“ (rund 80% der Angaben). Der Anteil derer, die ihre Wohnung abends kaum oder gar nicht verlassen *und* das mit Angst oder Furcht vor Viktimisierung (Opferwerdung)⁴ begründen, ist insgesamt äußerst gering (7% der Befragten). Er schwankt zwischen 4% (Volkertviertel) und 9% (Rennbahnweg) und unterscheidet sich nicht signifikant zwischen den Gebieten.

Tab. 1: Einschätzung des Stadtteils: sicher – unsicher (N=1069)

		Stadtteil				Gebietstyp	
		Volkertviertel	Stuwer-viertel	Grossfeld-siedlung	Rennbahn-weg	Leopold-stadt	Trans-danubien
		Spalten %	Spalten %	Spalten %	Spalten %	Spalten %	Spalten %
Stadtteil	Unsicher	2,5%	2,6%	2,9%	4,8%	2,6%	3,7%
Atmosphäre	Note 2	10,0%	9,8%	9,7%	11,0%	9,9%	10,2%
sicher -	Note 3	24,6%	25,5%	17,9%	20,0%	25,0%	18,8%
unsicher	Note 4	32,4%	29,1%	29,7%	28,6%	30,7%	29,2%
	Sicher	30,6%	33,0%	39,8%	35,7%	31,9%	38,0%
Gesamt		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Unterschied zwischen Stadtteilen und zwischen Gebietstyp nicht signifikant $p > 0,05$

Tatsächlich schätzen die Befragten aller Untersuchungsgebiete ihr *Viktimisierungsrisiko* ziemlich gering ein (Tabelle 2). Ein breit gefasster Summenindex, der die Wahrscheinlichkeit erfasst, im Wohngebiet angepöbelt, geschlagen, bestohlen oder überfallen zu werden, und damit neben personalen und materiellen Delikten auch unangenehme Erfahrungen unterhalb der Kriminalitätsschwelle (angepöbelt werden) umfasst, gibt Auskunft über das Ausmaß der subjektiven Bedrohtheitsgefühle.

Tab. 2: Eingeschätztes Viktimisierungsrisiko "Kriminalität" (Summenindex) (N=1023)

		Stadtteil				Gebietstyp	
		Volkertviertel	Stuwer-viertel	Grossfeld-siedlung	Rennbahn-weg	Leopold-stadt	Trans-danubien
		Spalten %	Spalten %	Spalten %	Spalten %	Spalten %	Spalten %
Viktimisierungsrisiko	(sehr) gering	75,9%	72,1%	71,4%	68,3%	74,0%	70,0%
"Kriminalität" im	mittelmäßig	21,2%	18,1%	21,2%	22,1%	19,6%	21,6%
Stadtteil	(sehr) hoch	2,9%	9,7%	7,4%	9,6%	6,5%	8,4%
Gesamt		100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%	100,0%

Unterschied zwischen Stadtteilen und zwischen Gebietstyp nicht signifikant $p > 0,05$

Rund 70% der Befragten halten eine Viktimisierung im Stadtviertel für (sehr) unwahrscheinlich; nur eine kleine Minderheit von 3% (Volkertviertel) bis 10% (Rennbahnweg und Stuwer-viertel) für (sehr) wahrscheinlich, wobei die Unterschiede der Risikoeinschätzung zwischen den Gebieten nicht signifikant sind. Die geringe Furcht vor einer Opferwerdung entspricht der po-

4 Summenindex aus vier Variablen der Begründung des Daheim-Bleibens: Angst vor der Dunkelheit; Angst allein nach draußen zu gehen; Furcht, überfallen oder ausgeraubt zu werden; Angst dass mir sonst etwas zustoßen könnte.

sitiven Sicherheitsbilanz der Befragten wie auch früheren Ergebnissen für Wien (Hirtenlehner/Pilgram 1999). Die Einbeziehung frauenspezifischer Risiken (wie sexuelle Belästigung, Vergewaltigung) in den Summenindex ändert an diesem Bild nur wenig; das Risiko einer Opferwerdung wird nach wie vor für sehr gering erachtet. Generell jedoch halten Frauen es für etwas wahrscheinlicher als Männer, Opfer einer kriminellen Schädigung oder Belästigung zu werden.

Die Risikoeinschätzung bezüglich einzelner Items erbringt weitgehend realistische und undramatische Befunde. Am höchsten wird das Risiko eingeschätzt, angepöbelt oder bestohlen zu werden (jeweils rund 20% der Befragten halten das für „(eher) wahrscheinlich“, während gewaltförmige Kriminalitätsrisiken (Raub, Überfall oder Vergewaltigung) deutlich geringer beurteilt werden (etwa 5% bis 7%).

In Bezug auf *tatsächlich erlebte Opfererfahrungen* gibt rund ein Viertel der Befragten an, in den letzten drei Jahren durch Kriminalität, Unfälle und dergleichen geschädigt und/oder verletzt worden zu sein, wobei das Ausmaß der persönlichen Viktimisierung in den Gebieten Rennbahnweg und Volkertviertel mit 37% bzw. 29% berichteten Opfererfahrungen (signifikant) höher liegt als in den beiden übrigen Vierteln, in denen nur rund ein Fünftel der Befragten eine persönliche Viktimisierung in den letzten 3 Jahren erfahren hat. Frauen berichten nicht über häufigere Viktimisierungserfahrungen als Männer (Ausnahme: Stuwerviertel, erklärbar mit frauenspezifischen Belästigungen von Anrainerinnen im Kontext mit dem dort angesiedelten Rotlichtmilieu und der Straßenprostitution), schätzen aber in der Regel ihr Risiko höher ein. Das entspricht den aus der Forschung bekannten Befunden und trifft weitgehend auch auf die Altersverteilung zu.

Bei den berichteten Opfererfahrungen handelt es sich schwerpunktmäßig um materielle Schädigungen (ca. 15% der Befragten). Ähnlich hoch ist der Anteil von berichteten Belästigungen/Anpöbelungen, während Gewalterfahrungen im weitesten Sinn (Schläge, Angriffe) erwartungsgemäß seltener vorkommen (8% – 12% der Befragten). Insgesamt zeigen die Daten, dass die aus zwei Gebieten berichtete häufigere Opfererfahrung von Stadtteilbewohnern sich nicht in einer negativeren Beurteilung der Sicherheit oder in einem erhöhten eingeschätzten Viktimisierungsrisiko im Stadtteil niederschlägt. Auch in dieser Hinsicht reihen sich unsere Ergebnisse in die gängigen Befunde der Kriminologie ein, wonach eigene Viktimisierungsergebnisse nur einen geringen Einfluss auf das (Un)Sicherheitsgefühl von Stadtteilbewohnern besitzen (vgl. Boers 1991, 1993; Legnaro 1998; Hirtenlehner/Pilgram 1999; Hirtenlehner/Karazman-Morawetz 2004). Da die häufigsten Viktimisierungserfahrungen materielle Schädigungen betreffen, die meistens kompensierbar sind und ohne Konfrontation mit dem Täter ablaufen, lösen sie im Allgemeinen keine nachhaltige Angst aus. Die Mehrheit

der Befragten (rund 60%) gibt auch an, sich nach dem Viktimisierungserlebnis nicht unsicherer zu fühlen.

Wichtiger für die Genese von Unsicherheit sind Anzeichen von baulicher oder sozialer *Unordnung im Stadtteil* („disorder“⁵), die von den BewohnerInnen als Vernachlässigung, Niedergang oder Störung aufgefasst werden (können). Die von den Befragten genannten Stadtteilprobleme differieren mit den sozial-räumlichen Verhältnissen im Stadtviertel: Im Stuwerviertel ist die Wahrnehmung von „social disorder“, am höchsten, im Volkertviertel jene von „physical disorder“, das äußere Erscheinungsbild des Viertels betreffend. In den Stadtrandsiedlungen werden zum einen „herumhängende Jugendliche“ besonders problematisiert (im Gebiet Rennbahnweg von 41% der Befragten), zum anderen auch Vandalismus und – am häufigsten überhaupt – Infrastrukturmängel.

Die Wahrnehmung von „disorder“ erweist sich (auch in den Wiener Daten) als zentral für Unsicherheitsgefühle.⁶ Besonders soziale Unordnungsphänomene werden von den Befragten mit einem erhöhten (frauenspezifischen) Viktimisierungsrisiko und mit der Existenz von „unsicheren Orten oder Plätzen“ im Viertel verbunden. Wenn es in den Wiener Untersuchungsgebieten Anzeichen von stärkerer (persönlicher) Unsicherheit gibt, ist Unsicherheit mit Zeichen von sozialer Unordnung und dem Risiko von unangenehmen Begegnungen oder Interaktionen im öffentlichen Raum verbunden – und nicht mit gravierenderen Erfahrungen insbesondere von „Kriminalität“.

Unabhängig davon gilt, dass das Niveau der Besorgnis der Wiener Befragten über Missstände oder Unordnung in der Wohnumgebung relativ gering ist – sowohl im Städtevergleich als auch im Vergleich mit anderen Problemtypen. (Gefragt wurde nach kriminalitätsbezogenen Problemen und nach sozialen Problemen in Bezug auf die Stadt Wien gesamt; sowie nach globalen Problemen, die jeweils eine Palette von einschlägigen Fragen umfassten.) Werden die einzelnen Items der Problemtypen zu Skalen zusammengefasst, ergibt sich eine klare Reihenfolge des Beunruhigungsausmaßes (vgl. Tabelle 3): Die Besorgnis der Wiener Befragten über „globale Probleme“ ist am höchsten, gefolgt von der Besorgnis über soziale Probleme in

5 Der Begriff „disorder“ bezieht sich auf störende Sachverhalte oder Handlungen, die unterhalb der Kriminalitätsqualifizierung liegen, die aber – wie vielfach erforscht ist – bedeutenden Einfluss auf das (Un)Sicherheitsgefühl von StadtteilbewohnerInnen besitzen. Skogan (1990) unterscheidet baulich-materielle Unordnungsphänomene („physical disorder“ wie Schmutz und Müll auf der Straße, baulicher Verfall, leer stehende Häuser, unterlassene Beseitigung von Schäden oder Beschädigungen) und soziale Unordnung („social disorder“ wie herumhängende Jugendliche, Betrunkene auf der Straße, etc.)

6 Die statistische Analyse ergibt, dass die Wahrnehmung von disorder die lokale Sicherheitswahrnehmung, die Einschätzung von Kriminalität als Problem in Wien, und weiters die subjektive Risikoeinschätzung einer Opferwerdung zu einem hohen Grad bestimmt.

Bezug auf Wien. Soziale Probleme rangieren damit vor kriminalitätsbezogenen Probleme in Wien, über die sich 31% (eher) besorgt äußern. Als Einzelfrage betrachtet, nennen 42% der Befragten „Kriminalität in Wien“ als eines der beunruhigenderen Probleme auf Stadtebene. Demgegenüber erscheint die Besorgnis über Stadtteilprobleme mit 7% marginal.

Tab. 3: Verteilung verschiedener Dimensionen von Beunruhigung nach Geschlecht und Stadtteilen in % (N=1079)

Davon (sehr) stark beunruhigt in Prozent	Globale Probleme	Soziale Probleme in Wien	Kriminalität in Wien	Stadtteilprobleme
Geschlecht				
Männer	61	43	26	5
Frauen	68	51*	35*	9*
Stadtteil				
Volkertviertel	64	51	34	4
Stuwerviertel	70	37	25	10
Großfeldsiedlung	72	62	44	6
Rennbahnweg	45*	34*	17*	8*
Gebietstyp				
Leopoldstadt	67	44	29	7
Transdanubien	61	50	33	7
gesamt	64	47	31	7

* signifikanter Unterschied in der Verteilung nach dem jeweiligen Merkmal $p < 0,05$

Diese Reihenfolge, die für alle Gebiete zutrifft, kann (neben anderen Aspekten) als Hinweis darauf verstanden werden, dass die Befragten mit den lokalen Wohn-, Infrastruktur- und Sicherheitsverhältnissen relativ zufrieden sind und im Gefühl leben, dass die wirklich ernstesten Bedrohungslagen auswärts und jedenfalls nicht in der Stadt Wien zu suchen sind. (Ausgenommen davon scheinen bis zu einem gewissen Grad die sozialpolitischen Probleme).

Interpretationen zu lokalen Unsicherheitsgefühlen

Detaillierte Analysen erbringen zwei wichtige Befunde zum Verständnis des Phänomens „Unsicherheit im Stadtviertel“. Ein unerwartetes Ergebnis betrifft die soziale Verortung von lokalen Unsicherheitsgefühlen. Außer beim Merkmal Geschlecht, ergeben sich hinsichtlich sozialer Merkmale keine relevanten Unterschiede in der Sicherheitswahrnehmung der BewohnerInnen in den Untersuchungsgebieten. Frauen beurteilen ihren Stadtteil als weniger sicher als Männer, Alter oder sozio-ökonomischer Status der Befragten besitzt jedoch (entgegen gängigen Annahmen) keinen Einfluss auf die (Un)Sicherheitswahrnehmung.

Zum anderen zeigen die Daten, dass Sicherheitsbewertung wie auch Wohnzufriedenheit Bestandteil einer allgemeinen atmosphärischen Wahrnehmung

mung des Stadtteils sind, die sich auf unterschiedliche Aspekte wie Vertrautheit, Ruhe, Sauberkeit, Attraktivität bezieht.⁷ Die Beurteilung des Stadtteils als „sicher“ oder „unsicher“ korreliert sehr hoch (und signifikant) mit allen anderen Items der affektiven Einschätzung des Wohngebiets.⁸ Wer gern im Stadtteil wohnt und sich hier „wohl fühlt“, schätzt ihn auch als sicher ein – und umgekehrt. (Auch die soziale Integration im Viertel im Form von regelmäßigen Kontakten begünstigt die Sicherheitseinschätzung des Stadtteils⁹). Eine negative Beurteilung der lokalen Sicherheitsverhältnisse ist daher vielfach als Teil eines umfassenderen Unzufriedenheitssyndroms (und weniger als Reflex spezifischer Sicherheitsprobleme) zu verstehen, das in den Untersuchungsgebieten auf annähernd 12% der Befragten zutrifft und am Rennbahnweg geringfügig erhöht ist. Das Unzufriedenheitssyndrom bezieht sich im Übrigen nicht nur auf die Gegebenheiten im Wohnviertel, sondern auch auf andere Aspekte wie etwa Zufriedenheit mit dem bisherigen Lebensverlauf. Dies mag erklären, warum es sich schwer am sozio-ökonomischen Status festmachen lässt: Das Gefühl, hinter den eigenen subjektiven Ansprüchen in Bezug auf die Lebenssituation zurückzubleiben, kann quer über Einkommens- wie auch Altersgruppen hinweg gehen.

Ein anderes bemerkenswertes Ergebnis ist, dass zwischen den untersuchten Stadtteiltypen, die sich in mannigfaltiger Hinsicht stark voneinander unterscheiden, nur geringfügige (statistisch nicht signifikante) Unterschiede in der überwiegend positiven Sicherheitsbeurteilung und Wohnzufriedenheit ergeben. Weder die Wahrnehmung einzelner Infrastrukturdefizite noch die manchmal reserviertere Einschätzung in Bezug auf Sauberkeit, Attraktivität, Unordnung und „Fremde“ vermögen das generell hohe Sicherheitsempfinden und die relative Angstfreiheit der BewohnerInnen zu beeinträchtigen. Die Umfragedaten, so kann man interpretieren, widerspiegeln keine Anzeichen für eine übermäßige soziale Polarisierung oder räumliche Konzentration von „disorder“-Problemen innerhalb der Stadt; negative Entwicklungen, die von den Befragten erwähnt wurden, haben offensichtlich (noch?) keine kritische Schwelle überschritten, die zu einer signifikant schlechteren Beurteilung der Lebensverhältnisse in einem bestimmten Stadtteil führen würden.

Ausgewählte Ergebnisse der qualitativen Befragung

Fragen der Unsicherheit und Kriminalitätsfurcht sind bzw. waren für die überwiegende Mehrzahl der Befragten nicht wirklich vorrangig. Fast die

7 Eine Faktorenanalyse ergibt, dass die verschiedenen Facetten der Stadtteilwahrnehmung, einschließlich der Sicherheitsbeurteilung, einer einzigen Dimension zugehören.

8 Sicherheitsbeurteilung mit Ruhe: $r=0,57$, mit Attraktivität: $r=0,50$, mit Vertrautheit: $r=0,49$ und mit Sauberkeit: $r=0,47$ (Korrelationskoeffizienten nach Pearson).

9 In der multiplen Regressionsanalyse ergibt „Integration im Viertel“ einen direkten Einfluss auf die (positive) lokale Sicherheitsbeurteilung (standardisierter partieller Regressionskoeffizient $\beta=0,11$),

Hälfte der Befragten erinnert keine Situation in den letzten Jahren, in der sie sich (einigermaßen) unsicher gefühlt hätten. Auch die von den anderen genannten Unsicherheitserfahrungen betreffen vielfach relativ undramatische und weitgehend folgenlose Irritationen im öffentlichen Raum, die sich oft auf die Wahrnehmung von und Konfrontation mit *Social Disorder* beziehen. Probleme in den jeweiligen Stadtteilen, die in den Interviews durchaus angesprochen werden, werden nicht primär unterm Gesichtspunkt von Unsicherheit oder gar Furcht abgehandelt. Vielfach gilt für die berichteten Erfahrungen mit *Social Disorder*, dass es sich um bekannte, einigermaßen berechenbare Ereignisse und Sachverhalte handelt, die als negative Aspekte des städtischen Alltags verbucht werden, was zum einen bedeutet, dass darüber wenig Spektakuläres zu erzählen ist, zum andern: dass diese Irritationen letztlich wenig konkrete Verunsicherung auslösen, mitunter selbst zur Routine werden. Das gilt zum Beispiel für wiederholte Belästigungen durch Freier als „lästige“ und durchaus „gewöhnungsbedürftige“ Situation, die von mehreren Bewohnerinnen des Stuwerviertels erwähnt (aber nicht unbedingt mit Unsicherheit assoziiert) werden.

Vergleich mit anderen europäischen Städten

Die Wiener Ergebnisse unterscheiden sie sich zum Teil deutlich von den in den vier Vergleichsstädten erhobenen Daten – ohne dass sich die quantitative Kriminalitätsbelastung (registrierte Straftaten pro 100.000 Einwohner) der fünf Städte in den Untersuchungsjahren dramatisch voneinander abheben würde.¹⁰ Bei den im Folgenden präsentierten Beispielen wurden die beiden Untersuchungsgebiete in allen Vergleichsstädten der Anschaulichkeit halber zusammengefasst; die unter dem Städtenamen angeführten Prozente sind die Werte aus den untersuchten beiden Stadtteilen der jeweiligen Städte und nicht Repräsentativdaten für die jeweiligen Städte insgesamt.

Wie aus Grafik 1 hervorgeht, fühlen sich die Wiener Befragten im Vergleich am sichersten; auch der Anteil derer, die das Viertel als „eher unsicher“ oder „unsicher“ bezeichnen, ist mit 13% in Wien am niedrigsten (gegenüber 26% in Krakau und 16-18% in den übrigen Städten).

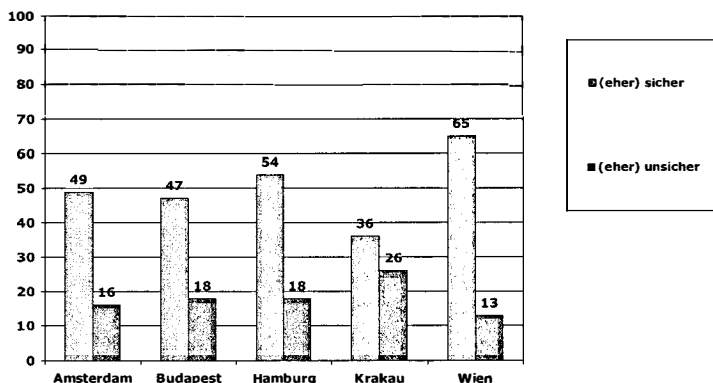
Noch markantere Unterschiede ergeben sich bei der Besorgnis über die Kriminalität in Bezug auf die jeweilige Stadt. Die Besorgnis darüber ist unter den Wiener Befragten zwar vorhanden – eine (nicht kleine) Minderheit von 42% meint, dass „Kriminalität“ ein „(eher) großes Problem“ in der Stadt darstellt –, doch ist das im Vergleich mit den übrigen Städten ein erstaunlich geringer, nämlich nur etwa halb so hoher Wert. In Hamburg und in Amsterdam äußern drei Viertel der Befragten größere Besorgnis, in Budapest 84% und in Krakau gar 88%. Bemerkenswert ist auch umgekehrt die

¹⁰ Ausgeschlossen ist allerdings nicht, dass sich die Kriminalitätsstrukturen in einigen qualitativen, Unsicherheitsgefühle möglicherweise beeinflussenden Aspekten unterscheiden.

Verteilung jener, die Kriminalität in ihrer Stadt „(eher) nicht“ als großes Problem betrachtet: in Wien trifft das auf immerhin fast ein Drittel der Befragten (30%) zu, in allen anderen Städten nur auf eine kleine Minderheit von maximal 8% (Hamburg). Im Detail zeigt sich auf Stadtebene, dass die Wiener Befragten Belange rund um die Sicherheit im öffentlichen Raum günstiger einschätzen als die Befragten der Vergleichsstädte und weniger Unsicherheitsgefühle etwa in Bezug auf die öffentlichen Verkehrsmittel, auf Phänomene von Gewalt, randalierende Hooligans und dergleichen, erleben.

Graphik 1: Einschätzung der Sicherheit des Wohnviertels in fünf Großstädten

n=4996; in Prozent
Wohnviertel ist sicher – unsicher (5stufige Skala)



Insecurities in European Cities (Erhebung Winter 2002)

Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie 2005

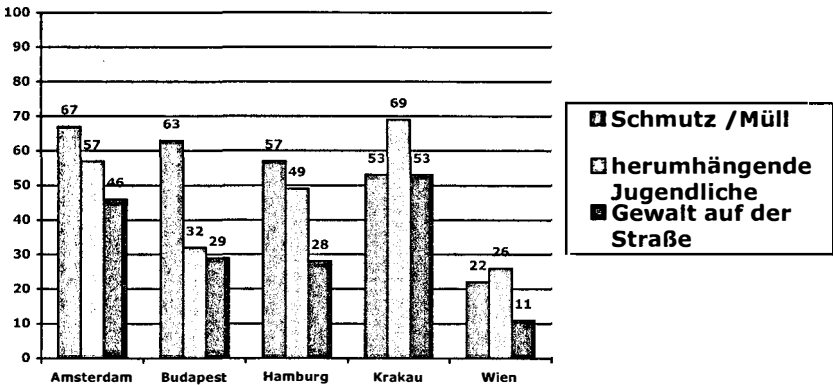
Die gleiche Tendenz trifft auf die Stadtteilebene zu: Die Wiener Befragten artikulieren Unordnungsphänomene wie „Gewalt auf der Straße“ oder „herumhängende Jugendliche“ markant seltener als „großes oder sehr großes Problem“ im Wohnviertel als die Befragten der Vergleichsstädte (vgl. Graphik 2). „Gewalt auf der Straße“ ist nur für 11% der Wiener ein Problem, hingegen für immerhin 28% der Hamburger Respondenten oder 46% der Amsterdamer Befragten.

Eindrucksvoll ist die Abweichung der Wiener Daten von den anderen Städteergebnissen bei der subjektiv eingeschätzten Viktimisierungswahrscheinlichkeit (Graphik 3), die als ein Indikator für kriminalitätsbezogene Furcht verstanden werden kann. Die überwiegende Mehrheit der Wiener Befragten (72%) hält es für „(eher) unwahrscheinlich“, „in nächster Zeit im Wohnviertel selbst einmal belästigt, geschlagen, bestohlen oder überzufallen zu werden“, in den drei Städten Amsterdam, Budapest, Hamburg sind es deutlich weniger (51% bis 58%) und in Krakau gar nur 27%. Ein (eher) hohes Viktimisierungsrisiko nehmen 7% der Wiener Befragten für sich an, gegenüber 21-18% in den drei erwähnten Vergleichsstädten und dem Extremwert von 43% in Krakau. Dabei zeigen sich bei den Opfererlebnissen, die die

Befragten der Gesamtstudie in den letzten drei Jahren angeben, keine gravierenden Unterschiede zwischen den Erhebungsstädten, die das Ausmaß der Furcht vor Viktimisierung plausibel machen würden. Rund ein Viertel der Befragten in Wien und Budapest berichtet von kriminellen Schädigungen, je 30% in Amsterdam und Krakau und 32% im Hamburg. Offensichtlich kann das relativ hohe Sicherheitsgefühl der Wiener Befragten nicht (in erster Linie) mit geringeren Viktimisierungsrisiken erklärt werden.

Graphik 2: Probleme im Wohnviertel in fünf Großstädten (Auswahl)

n=4938; in Prozent
 „... ist ein sehr großes oder großes Problem“

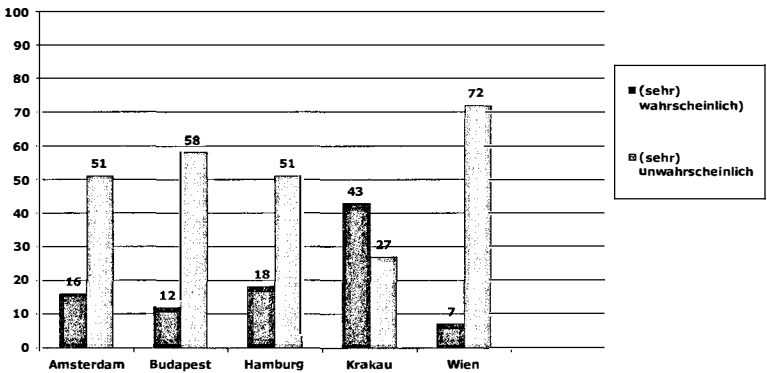


Speziell hervorzuheben ist auch der Befund, dass der vergleichsweise Mangel an Unsicherheit der Befragten in Wien sich auch auf tatsächliche Verhaltensmuster bezieht: Der Anteil der Befragten, die angeben, nach Einbruch der Dunkelheit die Wohnung selten oder gar nie zu verlassen, ist in Wien mit 14% der geringste (gegenüber 22% in Amsterdam, 33% im Hamburg, 37% in Budapest und 42% in Krakau). Die Untergruppe jener, die aus Angst, überfallen oder ausgeraubt zu werden, daheim bleiben, beträgt in den Wiener Untersuchungsgebieten rund 5%, in den Gebieten der Vergleichsstädte 15% bis 20%.

Die Wiener Daten bieten weitere Abweichungen, die sich bereits als Hinweise zur Erklärung des hohen Sicherheitsempfindens der Befragten deuten lassen. Festzustellen ist ein relativ ausgeprägtes Vertrauen in die Zuverlässigkeit der staatlichen Systemleistungen bzw. in öffentliche und halböffentliche Institutionen (wie Polizei, Justiz, Schule, Kirche usw.) – wobei Vertrauen sich im Sinn der „Erwartungssicherheit“ auf das erwartungsgemäße Funktionieren dieser gesellschaftlichen Einrichtungen bezieht. Das höchste Vertrauen von allen Institutionen haben die Wiener Befragten in das medizinische Versorgungssystem: 79% geben (eher) großes Vertrauen an. Im Städtevergleich ist das wiederum der höchste Wert – allerdings nur knapp

über Hamburg (76% Vertrauen) –, während in Budapest und Krakau nur 40%, in Amsterdam 46% der Befragten der medizinischen Versorgung vertrauen. Diese Diskrepanzen widerspiegeln wohl auch reale unterschiedliche Qualitäten der jeweiligen (lokalen) Wohlfahrtsregime, zumindest aber einschlägige öffentliche Diskurse über das Leistungssystem, die den Befragten Grund zur Annahme einer pessimistisch gefärbten subjektiven Einschätzung geben.

Graphik 3: Subjektive Risikoeinschätzung einer Opferwerdung in fünf Großstädten n=4755; in Prozent
 Für wie wahrscheinlich halten Sie es, in nächster Zeit in Ihrem Wohnviertel selbst einmal belästigt, geschlagen, bestohlen oder überfallen zu werden? (Summenindex)



Insecurities in European Cities (Erhebung Winter 2002)

Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie 2005

Ähnliches gilt für die Qualität der städtischen Infrastrukturleistungen, die nach Angaben der Befragten in Wien den im Vergleich geringsten Anlass zur Klage gibt. „Schmutz und Müll auf der Straße“ bezeichnen 22% der Wiener Befragten als „(sehr) großes Problem im Wohnviertel“, in den übrigen Städten hingegen eine Mehrheit: 53% in Krakau, 57% in Hamburg, 63% in Budapest und gar 67% in Amsterdam (vgl. Graphik 2). Das Stadtteilproblem „zu wenig soziale Angebote“ (gemeint: Freizeit- und Betreuungseinrichtungen für ältere Menschen, Jugendliche u.ä.) erachten in Wien nur 17% der Befragten als (eher) großes Problem; hingegen doppelt soviel im Hamburg (34%) und dreimal soviel in Krakau (56%). Amsterdam und Budapest liegen mit 46% bzw. 43% dazwischen.

Interpretation und Diskussion

Die Wiener Ergebnisse, das relative Fehlen von erwartbaren großstädtischen Unsicherheiten und starken (kriminalitätsbezogenen) Verunsicherungsgefühlen lassen sich – im Unterschied zu anderen europäischen Städten – nicht leicht in den gängigen soziologischen Diskurs über zunehmende Unsicherheiten in der Spätmoderne einordnen. Aus den Ergebnissen ande-

rer empirischer Befragungen, die in Wien (oder Österreich) im letzten Jahrzehnt durchgeführt wurden, lässt sich im übrigen plausibel folgern, dass die in der vorliegenden Studie für zwei Stadtteiltyten erhobenen Daten sich von den Mustern der Gesamtstadt nicht gravierend unterscheiden und dass auch die (Un)Sicherheitseinschätzungen der Bevölkerung weitgehend stabil geblieben sind.¹¹

In Wien hat somit eine deutliche Mehrheit der Stadtbevölkerung nicht den Eindruck, „in unsicheren Zeiten“ zu leben (Vail/Wheelock/Hill 1999) und allgemein kommen wir zum Befund, dass die Unbill des spätmodernen städtischen Lebens in aller Regel nicht als Furcht vor Kriminalität ihren Ausdruck findet. Wenn wir abschließend jene Faktoren betrachten, die städtische Unsicherheiten und kriminalitätsbezogene Ängste üblicherweise befördern oder miterzeugen, wird auch verständlich, warum Kriminalitätsfurcht einen vergleichsweise geringen Stellenwert besitzt:

- Es gibt in Wien kein verbreitetes negatives Zukunftsszenario, kein Szenario des Stadt(teil)verfalls oder einer plausibel zu erwartenden krisenhaften Abwärtsentwicklung, die das Florieren der Stadt ernsthaft bedrohen würde (wie z.B. leere Stadtkassen, massive Abwanderung von Wirtschaft und Arbeitsplätzen, Zusammenbruch der Infrastruktur etc.). Im Gegenteil, in Bezug auf die Stadtentwicklung und -erneuerung, hinsichtlich des Ausbaus und der Pflege der Infrastruktur machen die BewohnerInnen durchaus die Erfahrung von Verbesserungen. Der Diskurs über Wien ist vorrangig einer über eine sehr lebenswerte Stadt.
- Es gibt natürlich auch in Wien „unwirtliche“ und nur mäßig attraktive Gegenden, die Zeichen von Verwahrlosung oder Desintegration der Bewohnerschaft signalisieren, aber es gibt keine extreme räumliche Konzentration von Verfall, von Unordnungsphänomenen oder von ausgegrenzten Bevölkerungsgruppen. Diese positive Bilanz hängt wesentlich mit dem Wiener Spezifikum eines traditionell relativ hohen Regulationspotentials der Stadt am Wohnungsmarkt zusammen, das der Politik (noch) ermöglicht, extremen, sich nach der Renditelogik naturwüchsig ergebenden Segregationen entgegenzuwirken.
- Gewalt im öffentlichen Raum ist kaum präsent; es gibt keine massiven Probleme mit Aggression, Straßenbanden oder Hooligans; protestpolitisch motivierte Aufstände bzw. Reflexe (wie in Paris 2005) oder verbreitete gewaltsame ausländerfeindliche Aktionen (Brandstiftungen, Vertreibungen etc.) sind noch nicht vorgefallen. Eine Erklärung dafür ist die relativ lange Tradition sozialpartnerschaftlicher Konfliktbehandlung, die sich im Land als Politikmodus verfestigt hat und die inhaltlich impliziert, dass auf Kompromiss, d.h. Integration und nicht auf Vernichtung einer Seite, geachtet

11 IFES 1995 und 2003; Hirtenlehner/Pilgram 1999; Giller 2003; Feistritzer/Stangl 2006.

wird; eine andere die eher inklusionsorientierte Politik der Stadt, die auf sanfte Stadterneuerung, Vermeidung von extremer Polarisierung, Förderung von Integration und spezifischer Bedürfnisse von StadtbewohnerInnen ausgerichtet ist, und über zahlreiche unterstützende Institutionen dafür verfügt. In diesem Zusammenhang ist auch der Befund erwähnenswert, dass alle Integrationsaktivitäten in Bezug auf spezifische (Problem)Gruppen der Stadtbevölkerung in Wien so gut wie nie unter dem Label „Kriminalprävention“ firmieren – in deutlichem Kontrast zu anderen europäischen Großstädten, wo Kriminalprävention als das vorrangige, mitunter einzig legitime Item für sozial(arbeiterisch)e Projekte zu gelten scheint.¹²

Mit diesen Argumenten soll nicht gesagt sein, dass in Wien alles bestens funktioniert. Es soll vielmehr die Hypothese vertreten werden, dass Wien zumindest in einigen Aspekten am Modus des „alten“ fordistischen Modells des „Wohlfahrtsstaats“ festhält und das unter den spezifischen, günstigen historischen Voraussetzungen (Wohnungsmarktregulierung, Tradition einer bottom-down-Mentalität der „Regierten“, des Vertrauens auf die hilfreiche Autorität anstelle von Selbstorganisation) relativ erfolgreich weiterführt. Das Vertrauen der Bewohnerschaft in die Stadtverwaltung, in die traditionelle Wiener (d.i. sozialdemokratisch geprägte) Politik, in das Funktionieren der städtischen Infrastruktur und in (wohlfahrtsstaatliche) Systemleistungen ist jedenfalls vergleichsweise hoch, und das erweist sich als ein zentraler Faktor dafür, dass globale Ängste – und möglicherweise durch die neoliberal akzentuierte Regierungspolitik erzeugte Unsicherheiten – abgemildert werden. Für die Wiener Befragten wirken die globalen Risiken, wie wir finden konnten, jedenfalls eher als Kontrapunkt zu den vertrauten und verlässlichen Gegebenheiten in Wien und nicht als Verstärker von lokalen Unsicherheiten.

Unsere Hypothese ist, dass die relative Kontinuität eines lokalen Wohlfahrtsstaats (trotz Umbau und inhärenten Mängel desselben) und implizit damit: das Gefühl, sich nicht bedroht davon zu sehen, gänzlich als „überflüssig“ aussortiert zu werden, – gewissermaßen als Schutzschild gegen globale Ängste oder Existenz- und Lebens(planungs)risiken fungiert, die durch sozialen Wandel und Deregulierungspolitik auf nationaler Ebene entstehen, und damit Unsicherheiten, darunter auch jene, die auf Kriminalität projiziert werden, reduziert. Worin dieses Vertrauen der WienerInnen genau besteht, auf welchen Formen von gesellschaftlicher Integration, von „Sozialkapital“ oder „sozialer Kohäsion“ es beruht, inwieweit es sich auf realer Beziehungsebene oder auf (politischer) Diskursebene herstellt, muss noch genauer untersucht werden, um die besondere Qualität des Sicher-

12 Das ist ein zentrales Ergebnis des dritten Teils der INSEC-Studie über Präventionsphilosophie und -praxis im Städtevergleich (vgl. Stangl/Zettinig 2003; auch Hanak/Karazman-Morawetz/Stangl 2004).

heitsempfindens besser theoretisch verstehen und stadtpolitisch befördern zu können.

Literatur

- Bauman, Zygmunt (1999): *Das Unbehagen an der Postmoderne*, Hamburg.
- Boers, Klaus (1991): *Kriminalitätsfurcht. Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems*, Pfaffenweiler.
- Boers, Klaus (1993): *Kriminalitätsfurcht. Ein Beitrag zum Verständnis eines sozialen Problems*, in: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform* 76, 65-82.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Contre-feux. Propos pour servir a la resistance contre l'invasion neo-liberale*, Paris.
- Crawford, Adam (1999): *The Local Governance of Crime*, Oxford.
- Dangschat, Jens S. (1999): *Modernisierte Stadt – Gespaltene Gesellschaft*, Opladen.
- Ditton, Jason/Farrall, Stephen (Hg.) (2000): *The Fear of Crime*, Aldershot (Ashgate).
- Feistritzer, Gerd/Stangl Wolfgang (2006): *Wie oft ängstigen sich Ängstliche, wenn sie sich ängstigen?*, in: *Neue Kriminalpolitik* 1/2006.
- Garland, David (2001): *The Culture of Control. Crime and Social Order in Contemporary Society*, Oxford.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*, Cambridge.
- Giller, Joachim (2003): *„Sicherheitsbarometer“*. Aktuelle Daten zum Sicherheitsgefühl der österreichischen Bevölkerung (BMI, Wien).
- Hanak, Gerhard (2004a): *Problem Profile Vienna*. INSEC-Research report. Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien.
- Hanak, Gerhard (2004b): *Report on Qualitative Research*. INSEC-Research report. Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien.
- Hanak, Gerhard/Karazman-Morawetz, Inge/Stangl, Wolfgang (2004): *Insecurities in European Cities. Local Report Vienna*. Forschungsbericht Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien.
- Heitmeyer, Wilhelm/Dollase, Rainer/Backes, Otto (Hg.) (1998): *Die Krise der Städte*, Frankfurt/M..
- Herrmann, Heike/Sessar, Klaus/Weinrich, Martin (2003): *Unsicherheiten in der Moderne am Beispiel Großstadt. Kontexte eines europäischen Forschungsprojektes*, in: Stangl, Wolfgang/Hanak, Gerhard (Hg.): *Innere Sicherheiten. Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie*, Baden-Baden, 251-286.
- Hirtenlehner, Helmut/Pilgram, Arno (1999): *Sekundäranalyse der Umfragestudie „Leben in Wien“: Wie „sicher“ erleben die Bewohner ihre Stadt*. Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien.
- Hirtenlehner, Helmut/Karazman-Morawetz, Inge (2004): *Hintergründe kriminalitätsbezogener Unsicherheitsgefühle. Eine empirisch-statistische Analyse am Beispiel Wiener Befragungsdaten*. *Journal für Strafrecht*, 4, 120-123; 5, 161-166.
- IFES (1995): *Leben und Lebensqualität in Wien. Gesamtbericht*, Wien.
- IFES (2003): *Leben und Lebensqualität in Wien. Gesamtbericht*, Wien.
- Karazman-Morawetz, Inge (2004): *Report on Quantitative Research*. INSEC-Research Report. Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien.

- Kaufmann, Albert (1999): Wohnversorgung und räumliche Verteilung von Zuwanderern im Wiener Stadtgebiet, in: Kurswechsel 2/99, 76-91.
- Kury, Helmut (1997): Kriminalitätsbelastung, Sicherheitsgefühl der Bürger und Kommunale Kriminalprävention, in: ders. (Hg.): Konzepte Kommunaler Kriminalprävention, Freiburg i. Br., 218-295.
- Legnaro, Aldo (1998): Die Stadt, der Müll und das Fremde – plurale Sicherheit, die Politik des Urbanen und die Steuerung der Subjekte, in: Kriminologisches Journal 4, 262-283.
- Lindenberg, Michael/Schmidt-Semisch, Henning (1995): Sanktionsverzicht und Herrschaftsverlust: Vom Übergang in die Kontrollgesellschaft, in: Kriminologisches Journal 27, 2-17.
- Madanipour, Ali (1998): Social exclusion and space, in: Allen, Judith/Cars, Goran/Madanipour, Ali (Hg.): Social Exclusion in European Cities, London-Philadelphia, 75-89.
- Reuband, Karl-Heinz (1995): Veränderungen in der Kriminalitätsfurcht der Bundesbürger 1965-1993. Eine Bestandsaufnahme empirischer Erhebungen, in: Kaiser, Günther/Jehle, Jörg-Martin (Hg.): Kriminologische Opferforschung. Neue Perspektiven und Erkenntnisse. Teilband II. Verbrechensfurcht und Opferwerdung. Individualopfer und Verarbeitung von Opfererfahrungen, Heidelberg, 37-53.
- Rose, Nikolas (2000): Tod des Sozialen? Eine Neubestimmung der Grenzen des Regierens, in: Ulrich Bröckling, Susannes Krasmann und Thomas Lemke (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart, Frankfurt/Main, 72-109.
- Sessar, Klaus (1997): Die Angst des Bürgers vor Verbrechen – was steckt eigentlich dahinter?, in: Janssen, Helmut/Peters, Friedhelm (Hg.): Kriminologie für soziale Arbeit, Münster, 118-138.
- Skogan, Wesley G. (1990): Disorder and Decline. Crime and the Spiral of Decay in American Neighborhoods, New York.
- Stangl, Wolfgang (1996): „Wien – Sichere Stadt“ – Ein bewohnerzentriertes Präventionsprojekt, in: Kriminologisches Journal 28, 48-68.
- Stangl, Wolfgang/Zetinigg, Birgit (2003): Politics of Crime Prevention in the City of Vienna. INSEC-Research report. Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Wien.
- Taylor, Ian (1995): Private Homes and Public Others, in: British Journal of Criminology 35, 263-285.
- Vail, John/Wheelock, Jane/Hill, Michael (eds.) (1999): Insecure Times. Living with Insecurity in Contemporary Society, London-New York.
- Willke, Helmut (1993): Systemtheorie. Stuttgart/Jena (4. Auflage).

Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie, Museumstraße 5/12, A-1070 Wien; E-Mail: wolfgang.stangl@univie.ac.at

Beitrag angenommen: 02. Februar 2007